



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Philippi, Adolf: Englische Redner des achtzehnten Jahrhunderts  
[Fortsetzung siehe "Die Grenzboten" 1895, 53. Jg., 3. Vierteljahr]

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Englische Redner des achtzehnten Jahrhunderts

Von Adolf Philippi



Die öffentliche Rede als Kunstwerk hat in unserm Leben keine Stelle mehr. Ihre Hauptform würde die Parlamentsrede sein. Warum diese jetzt nicht mehr auf irgendwelcher Höhe steht, das mag zunächst in der drängenden Hast von einem Tage zum andern seinen Grund haben, die unser ganzes öffentliches Leben beherrscht und auch unsre Zeitungen immer mehr verschlechtert hat. Früher gab es noch einzelne Abgeordnete, die auf die Form ihrer Reden Wert legten, wie Waldeck oder Sybel. Sonst wird man in unsrer Zeit nicht leicht mehr den Eindruck gehabt haben, daß man einem Kunstwerk gegenüber stehe. Bismarcks große Reden sind Äußerungen einer gewaltigen Natur, denen man keine weitere Kunst wünschen möchte. Sie stehen, so zu sagen, außerhalb aller Theorie. Charakteristisch war die Ausdrucksweise Windthorsts. Sie kam, abgesehen von manchen entstellenden Zuthaten des juristischen Jargon's, einem Kunstwerk nahe, hatte wenigstens fast immer etwas von einer bestimmten Art an sich, einen Stil. Und hiermit ist für die übrigen genug gesagt. In diesen modernen Reden überwiegt das Sachliche, es herrscht das Tägliche, auf den Stil kommt es nicht mehr an.

Freunde der deutschen Sprache und einer angenehmen Mitteilungsweise wollen nun überhaupt die Beobachtung gemacht haben, daß in Deutschland, dem Lande, wo so ungeheuer viel geredet wird, die Gabe der guten, schönen oder geschmackvollen Ausdrucksweise verhältnismäßig selten sei, was andre wieder dahin verallgemeinern, daß sie sagen: „Schreiben und Sprechen lernt man auf unsern höhern Schulen nicht,“ und dabei vor allem auch an unsre vielen Tagesschriftsteller denken.

In Rom und in den griechischen Stadtrepubliken war bekanntlich die Kunstrede eine stehende Gattung der Litteratur und zugleich eine anerkannte Macht des öffentlichen Lebens. Man hat sich im spätern Laufe der Geschichte an verschiedenen Orten dieser Erscheinung erinnert, und zwar nicht nur in äußerlichen Dingen, wie wenn man etwa die Redner solcher Zeiten mit Demosthenes oder Cicero verglich. Sondern auch in ernsthafter Weise haben die Menschen darüber nachgedacht, warum diese Kunst verschwunden sei, und ob man sie

nicht noch einmal wieder erwecken könnte. Man sagte dann wohl: die Alten haben überhaupt auf die Form größern Wert gelegt als die Neuern! Aber das paßte doch schon nicht mehr auf die Franzosen unter Ludwig XIV., denn es hat keine Zeit gegeben, für die die Form eine größere Bedeutung gehabt hätte als für diese. Wenn nun bald darnach die französischen Encyclopädisten und ihre unmittelbaren Vorgänger, wie Fénelon (natürlich nur auf diesem Gebiete!) oder der weniger bekannte Abbé de Bous, im Anschluß an die für alle Zeiten maßgebende und einzig vollständige antike Lehre, die Theorie der Rede entwickelten und dann auch die praktische Frage stellten, warum hier die Gegenwart eine Lücke zeige, so pflegten sie etwa folgendes zu bemerken: Die Gegenstände des Prozesses sind für die Kunstrede zu kleinlich; ein öffentliches Leben, das eine Staatsrede möglich machte, giebt es bei uns nicht mehr; in England ist das anders, dort wäre wahrscheinlich etwas der antiken Kunstrede ähnliches noch heute denkbar.

Über diesen letzten Punkt war man freilich nicht einer Ansicht. Nach Ludwigs XIV. Tode waren zahlreiche gebildete Franzosen in England gereist, und nach dem, was sie in öffentlicher Rede dort gehört hatten, meinten einige, wie Voltaire, nicht einmal die Engländer hätten jetzt noch Muster im Sinne der Alten. Einig waren sie wieder in einem andern Satze, daß sich nämlich in Frankreich der hohe Stil der antiken Kunstrede auf der Kanzel und in der Lobrede auf Verstorbne wiederfinde bei den großen Predigern seit Bossuet. Deren Reden stellten sie auf eine Linie mit den antiken Epitaphien und Laudationen. Und in der That, wer für eine manchmal mit recht starken Ausdrucksmitteln arbeitende Rhetorik empfänglich ist, wird ihnen Recht geben. In dieser geistlichen Rede der Franzosen ist wohl zum erstenmale eine für ihre Zeit sachlich etwas bedeutende und in der Form vollendete Leistung geschaffen, die als Kunstgattung neben der antiken Rede genannt werden darf. Sie hat ihre Arten und ihre festen Unterschiede. Bossuet ist groß und erhaben, er hat etwas von einem Apostel an sich. Sein Nachfolger Bourdaloue, den Frau von Sévigné entzückt mit Paulus verglich, übertraf ihn an Scharfsinn und tiefer Gelehrsamkeit, er stach ihn aus im Geschmacke der Zeit, und keinen hörte der König so gern wie ihn. Ihn folgt, mild, fein, fast weltlich graziös, Massillon, dessen Fastenpredigten für den kleinen nachmaligen Ludwig XV. Voltaire stets auf seinem Tische liegen hatte. Daneben stehen geringere, wie Mascaron und der schwülstige Fléchier, der den französischen Theoretikern die Beispiele für das liefert, was man nicht machen soll, endlich ein Mann von evangelischer Einfachheit, der seine Schüler vor allen diesen Künsten warnt und dafür ihnen selbst in Schrift und Rede die Muster bot, Fénelon.

Daß nun die Engländer diesen hohen, dem Altertum angenäherten Stil nicht lieben, bemerken ebenfalls die Franzosen. Wir Deutschen wollen uns bei diesem Anlasse erinnern, wie weit wir damals von diesem und überhaupt von

irgend einem Stil entfernt waren, wenn wir die unglaublich geschmacklose und langweilige Traureden jetzt lesen, die der erste Kanzelredner Deutschlands, der Abt Mosheim in Helmstedt, im herzoglichen Schloß zu Salzdam dem nachmaligen Friedrich dem Großen hielt, wenn wir auch hoffen mögen, daß der geistvolle junge Prinz sie nicht in ihrer ganzen Ausführlichkeit zu hören bekommen hat.

Nun mußte ja allerdings, verglichen mit der französischen geistlichen Rede, den französischen Beurteilern die englische Kanzelrede und jede englische Rede der damaligen Zeit überhaupt einfach erscheinen, als Stil gefast, weniger hoch, um in den Ausdrücken des Systems zu bleiben. Auch uns wird es wohl so vorkommen, wenn wir die Ausdrucksweisen verschiedener Zeiten und Sprachen vergleichen. Jonathan Swift macht in seinen Andeutungen zu einem Essay über Unterhaltung folgende hübsche Bemerkung: Allzu vertraulicher Ton in der Unterhaltung geht bei den Nordländern, wo aller feinere Schlich Kunst ist, leicht ins Gewöhnliche und Derbe über. In England bemerkte man hier einen Unterschied sogar bei Hofe, und man führte ihn auf Cromwell zurück. Swift selbst erklärt sich ihn als Gegenwirkung gegen den gezierten Kavalierstil unter den ersten Stuarts. Denn die höchste geistige Kultur habe England in der ersten, friedlichen Zeit Karls I. und ihren Damensalons gehabt. Weiterhin zeigten sich gegen den Anfang des neuen Jahrhunderts in England Anzeichen einer kürzern, natürlichen, mehr an die Sprache des Lebens anknüpfenden prosaischen Schreibweise, die von ihren Gegnern, den Gönnern des ältern Periodenbaues, zerhackt, zerstückt und verstümmelt genannt wurde. Sie gewann jedoch die Oberhand. Ihr erster mustergiltiger Vertreter ist Addison.

Auf dieser Grundlage haben sich die Engländer eine politische Rede geschaffen, die noch heute der Beachtung wert ist. Sie zeigt Unterschiede und Gemeinsames, hat also die Erfordernisse zu einem Stil, ist auf ihrem Boden natürlich gewachsen, also national, wie man jetzt sagt, und hat doch eine Kunst, eine gewisse Konvenienz angenommen, die sie auf die Höhe einer Litteraturgattung hebt. Der Kunstlehre, die sich in Frankreich so viel mit der Rede beschäftigt, scheint sie nicht viel zu verdanken. Das Interesse der Theoretiker in England, von Dryden und Pope bis auf Samuel Johnson, ist mehr der Dichtung zugewandt. Wohl aber können wir etwas einer Theorie entsprechendes gewinnen aus den Urteilen der Zeitgenossen, der einstigen Zuhörer sowohl wie solcher, die den Nachlaß der Verstorbenen herausgaben oder besprachen. Auch in den gehaltenen Reden selbst als Gegenreden und in ihren Beziehungen auf andre liegt manches Wort der Kritik, das über den sachlichen Inhalt hinausgeht.

Wenn man vieles zu finden glaubt in dem englischen Leben, was die öffentliche Rede als Kunstform fördern mußte, so ist das gewiß nicht bloß nachträglich konstruirte Geschichtsphilosophie. Die zwei Parliamentshäuser in

ihrer sich gegenseitig treibenden Kraft waren an sich schon etwas innerhalb Europas einziges. Zwei Revolutionen waren ferner durchgemacht, die zweite ohne Blut und Gewalt, gewisse Grenzlinien, gleichfalls die ersten deutlichen in einem europäischen Lande, waren gezogen zwischen einer königlichen Gewalt und einer ihr annähernd gleichen Volksmacht. Da kamen nach dem Tode der Königin Anna die Könige aus dem Hause Hannover auf den Thron, die sich nicht als Engländer fühlten. Der erste Georg sprach gar kein Englisch, er suchte sich mit seinem Minister lateinisch zu verständigen, der zweite sprach die Landessprache schlecht. Beide standen den innern Angelegenheiten ihres Reichs ohne Kenntniß und wirkliches Interesse gegenüber. Der eine war persönlich nicht ohne Härte und Eigensinn, der andre ganz und gar unbedeutend. Desto größere Bedeutung gewannen nun die Parteien, und in ihrem gegenseitigen Kampfe führten die Whigs über vierzig Jahre lang das Ministerium. Als sie es schließlich wieder an die Tories verloren hatten, hatte man zwar an Georg III. einen König, der in England erzogen war und auch sehr gut englisch sprach. Aber er hatte dafür so viele Eigenschaften, die an einem unbedeutenden Herrscher den Einfluß seiner Gegner stärken müssen, daß durch alle Verwicklungen, die er schuf, die englische Freiheit und ihre Frucht, diese neue politische Rede, mehr gefördert wurde, als wenn der König anders gewesen und alles in Frieden abgegangen wäre. Er begünstigte die Geistlichkeit, zog als alter Stuart die Schotten vor und brachte durch vielfach unwürdig wählenden Pairsschub das Oberhaus herunter, wodurch er, ohne es zu wollen, das Haus der Gemeinen stärkte. Endlich schuf er in seiner unmittelbaren Umgebung, in den sogenannten Königsfreunden, zum erstenmale außer den beiden großen politischen Parteien und dem Ministerium mit seinem Anhang eine vierte Partei, die er je nach der Lage gegen oder für die Minister zu verwenden pflegte. Gerade in diesen Verwirrungen, zu denen von außen bald der Abfall der nordamerikanischen Kolonien hinzutrat, erstarkte die Opposition und in ihrem Dienste die politische Rede. Mit einem deutlichen Seitenblick auf diese drei Könige, gegen die sie kämpften, sprachen die Engländer nun besonders gern von ihrer „großen“ Königin Anna.

Was die Zeit der drei George für die englische Freiheit und die Kunst der Rede bedeutet, das zeigen zwei allerdings nur im Druck erschienene Flugschriften, politische Denkmäler, wie sie keine andre Litteratur hat: Jonathan Swifts „Tuchhändlerbriefe“ von 1724 und die 1769 bis 1772 gedruckten „Briefe des Junius.“ Der Dechant von St. Patrick wendet sich namenlos, als Tuchhändler verkleidet, gegen das einem reichen Eisenbaron zum Schaden seiner irischen Landsleute verliehene Münzmonopol, und ein Unbekannter greift als Junius ohne jede Maske erst leise und allmählich, dann immer heftiger einen Würdenträger, Minister, Günstling nach dem andern an. Sie fallen zu Boden mitsamt ihren Verteidigern, und das geschieht in einer Sprache, die

über alle Register verfügt. Das Kunstvollste in seiner Art ist wohl die Behandlung, durch die selbst Georg III. bloßgestellt wird, ohne daß doch dabei die englische Loyalität gegen die allerhöchste Person außer Augen gelassen wird, die dann freilich sachlich zu nichts weiterm verpflichtet. Wir haben hier zwei Werke vor uns, die bloß als Sprachdenkmäler betrachtet, als Inbegriffe des vollendeten Ausdrucks für einen sachlichen Inhalt politischer Art, auf der höchsten Stufe stehen. Und daß die Zeit und die Kreise, für die sie geschrieben wurden, solcher Denkmäler würdig waren, mag uns eine merkwürdige Thatfache zeigen. Das Geheimnis des Verfassers, ohne das solche Werke nun einmal keine Wirkung haben können, ist für den Dechanten von St. Patrick so lange gewahrt worden, wie es nötig war, in Bezug auf die Juniusbriefe aber noch heute nicht vollständig aufgehellt. In England hat man viele Bücher darüber geschrieben, und bei den meisten gilt jetzt seit seinem Tode (1818) der Irländer Sir Philip Francis als der Verfasser. Zugestanden hat er es selbst nie, aber gegen Ende seines Lebens, als sich die Vermutung auf ihn lenkte, schien er sie nicht ungerne aussprechen zu hören. Aber eins spricht nach meinem Gefühl unbedingt dagegen. Er selbst bekannte sich noch viel später als des Mannes nächsten Freund, der gleich im Anfang so schmähslich abgeschlachtet wird, des Generals Sir William Draper. Dieser war lange vor ihm gestorben. Pitt sagte, seiner Überzeugung nach und nach der Meinung aller, die es hätten beurteilen können, wäre nur einer gewesen, der damals ein solches Buch hätte schreiben können, nämlich Edmund Burke. Dieser aber hat es, von Sir William selbst befragt, auf sein Ehrenwort in Abrede gestellt, und niemand ist darnach je auf diesen Verdacht zurückgekommen. Also bleibt Junius namenlos. Die „Tuchhändlerbriefe“ erreichten ihren Zweck, die Aufhebung jener Münzmaßregel, und der unbekannte Junius schrieb, während seine Gegner zur Rechten und zur Linken unter seinen Streichen fielen, die Grundzüge eines whigistischen Staatsrechts in einer Sprache, die nicht wieder vergessen worden ist: vom Könige, der kein Unrecht thun kann, weil seine Minister ihm dieses Geschäft abnehmen, und dem durch richtige Volkswahl bestellten Hause der Gemeinen bis zu dem freien Gerichte und der Pressfreiheit, die dieses ganze Leben erst möglich macht.

Bergegenwärtigt man sich heute diesen Kampf der Meinungen, so sieht man leicht, welche Nahrung er der mündlichen Rede geben mußte, die ihrerseits schon lange ein unentbehrliches Hilfsmittel der Staatsverfassung war. Nun lag aber noch verschiednes im Brauche des englischen öffentlichen Lebens, was ebenfalls fördernd eingriff. Die Sitzungen dauerten lange, die einzelnen Reden dem entsprechend stundenlang, und Hauptreden von halben, ganzen, ja mehreren Tagen waren keine Seltenheit. Nichts trieb zur Eile, alles konnte in Ruhe überdacht werden, entsprechend der ebenfalls umständlich vorbereiteten Pracht äußerer Veranstaltung bei den Hauptaktionen. Das gedehnte Zeitmaß

gestattete dem Redner eine Ausführlichkeit, die jeder Kunstrede förderlich ist. Alles Eingehen in Einzelheiten nähert die Erzählung der Wirklichkeit, die sie schildern muß, schafft ferner dem Überredenden den Vorteil einer allmählichen, nicht zudringlichen und darum die Wirkung beeinträchtigenden Anwendung seiner Mittel, und endlich beruht auf dieser Ausführlichkeit, der Hervorkehrung immer wiederholter Nebenbeziehungen, die Kraft eines wichtigen Bundesgenossen für den Redner, des Humors. Die Macht dieses Kunstmittels kann man noch jetzt manchmal durch die Zeitungsauszüge heutiger englischer Parlaments- und Bankettreden hindurch empfinden, während in deutschen Reden die komische Wirkung fast immer an einer einzelnen Wendung, einem Witz, hängt. Gewisse stehende Bräuche gaben sodann diesem rednerischen Humor feste Stützen, so z. B., daß man nie ein Mitglied des Hauses oder eine anwesende Persönlichkeit mit Namen nannte, stets nach einer umschreibenden Bezeichnung suchen mußte, was dann den feinen Kopf zu Ungewöhnlichem und immer Neuem leitete. Als der ernste, sinnende, idealische Burke den leitenden Minister, dessen Verhalten er zu kritisieren hatte, zum erstenmale und dann wieder und wieder den „nobeln Lord mit dem breiten blauen Bande“ (des Hofenbandordens nämlich) nannte, da war das gewiß jedesmal ein olympischer Witz und doch in seiner Erfindung so einfach wie das Kolumbusei. Und ein alter Diener des Sheridan'schen Hauses war noch jahrelang in London dafür bekannt, daß er seines Herrn üblichen Schlußsatz: My Lords, I have done getreu im Tone des berühmten Originals wiederzugeben wußte.

Dies führt uns auf einen neuen gemeinsamen Zug der englischen Redner, auf das Studium, das keine Kunstrede entbehren kann. Die bedeutendern unter diesen Männern waren nicht, wie bei uns, nur Parlamentarier, also Staatsmänner, Advokaten oder sonst Juristen, sondern sie waren wesentlich und von Haus aus noch etwas andres, nämlich Schriftsteller, Dichter, Popularphilosophen, wie Swift, Bolingbroke, Chesterfield, Burke, Sheridan. Politische Gegner haben manchmal dieselbe Schule besucht und erinnern sich mit Vergnügen ihrer gemeinsamen Schulstudien, deren Gegenstände ihnen lebendig geblieben sind. Sie trieben früher Cicero und griechische Redner mit Rücksicht auf ihre Bedeutung für spätere praktische Aufgaben. Und später messen sie ihre Aufgaben und Stoffe wieder an den ewig giltigen, früh erlernten Regeln und Gesichtspunkten der Alten. So erinnern in Burkes großer Rede für Nordamerika (22. März 1775) zahlreiche Wendungen und Ausdrücke an ganz bestimmte demosthenische Reden, und doch war Burke der sachlichste von allen, bei dem alles dem fruchtbaren Augenblicke dienen mußte, der niemals Prinzipien und Theorien ausführte, so nahe ihm das bei seiner völlig universalen Bildung gelegen hätte. Das Zusammentreffen mit seinem großen griechischen Vorgänger ergab sich also für ihn ebenso ungesucht, wie es uns jetzt natürlich erscheint in der Wirkung, so sehr uns diese selbst, wenn wir uns an das antike

Vorbild erinnern, überraschen mag. Denn — man vergleiche! — bei uns schrieb damals das Maßgebende über Rede in Theorie und Praxis Herder, und der hatte um dieselbe Zeit (1780) nach seinem eignen Geständnis von griechischen Rednern noch nichts gelesen, als einige isokrateische Schulreden. Den Demosthenes kannte er nur aus Cicero und von Hörensagen. Bei Burke wäre also zum erstenmale die Frage mit Erfolg zu thun, was uns die Griechen in solchen Fällen noch nützen können!

Gerade wie wir es in den Erzählungen der Alten lesen, bei Cicero oder Plutarch, tauschten damals in England diese Männer ihre Gedanken über gehaltene Reden aus und erinnerten sich noch nach Jahren der Eindrücke, die einzelne solcher Reden über die Wirkung des Tages hinaus für die kommende Zeit gewährten, und halfen so die Grundlage für eine Art von Überlieferung dieser Glanzzeit englischer Beredsamkeit bilden. Wiederum studirten sie an ihren Zeitgenossen, was an ihnen Technisches zu lernen war. Das Studium der frühern Redner, selbst der Alten, sagt Lord Chesterfield, giebt wohl einen gewissen Knaek, aber die Hauptsache, die Anwendung von Ironie und Wig, läßt sich nur im Verkehr mit weltförmigen Menschen gewinnen. Und ein späterer Nachzügler, Lord Brougham, verdankte für dieses Sachliche, was ihm bei seiner theoretischen Bildung und Richtung fehlte, für die Aufgabe, jeden Punkt des Materials in den Dienst der ganz bestimmten Sache zu stellen, nach seiner eignen Bemerkung am meisten zwei Advokaten, die er in seiner Jugend eifrig hörte. Von einem Geistlichen aber lernte er damals, daß man, um in entscheidenden Augenblicken große Wirkung zu üben, nicht etwa laut, sondern gerade recht leise sprechen mußte, und noch im hohen Alter ließ sich der eitle alte Herr gern auf diese einstigen sprichwörtlichen Erfolge seines „Flüstertons“ (the Broughams whispers) anreden.

Wie uns die große allgemeine und wissenschaftliche Bildung dieser englischen Redner charakteristisch erscheint, so fällt uns noch etwas andres auf. Ein großer Teil von ihnen stammt aus Irland, so Swift, Burke, Sheridan, Canning, Sir Philip Francis, gehört also dem Stamm an, dem man große Darstellungsgabe zuzuschreiben pflegt, wie Oliver Goldsmith, und tiefe Empfindung nebst dem dazu gehörigen Ausdruck, wie Sterne. So sprach man denn auch schon damals von einer irischen Rednerschule. Der Dichter Thomas Moore lehnt in der Biographie seines Landsmanns Sheridan diesen Gattungsnamen ab, so schmeichelhaft er auch für sein Land sei. Die Iren hätten zwar Phantasie, aber lange vor Burke und Sheridan hätte schon der ältere Pitt diesen lebendigen, bilderreichen, treffenden Ausdruck spielen lassen, der also so wenig Eigentum der irischen Schule wäre, wie man es seit Bacon den einzelnen Philosophen als Verdienst anrechnen dürfte, daß sie nicht mehr langweilig schrieben.

Wenn man die Frage, wer der Größte unter allen gewesen, stellen wollte,

so würde vielleicht die meisten Stimmen eben dieser ältere Pitt auf sich vereinigen. Denn seine Zeitgenossen schreiben ihm einzeln alle Vorzüge zu. Ein äußerst feinsinniger Mann, der früh im auswärtigen Dienst in Indien starb, Hugh Boyd, zufällig ebenfalls ein Ire und einer, an dem lange der Verdacht haftete, die Juniusbriefe geschrieben zu haben, bemerkt in der Vorrede zu Pitts Reden, die er 1779 herausgab, daß er alles, auch das kleinste und gewöhnlichste, als Redner zu heben und zu adeln gewußt habe. Aber abgesehen von manchen Einzelwendungen, die diese Beobachtung bestätigen können, geben uns doch die Reden keinen vollwiegenden Eindruck mehr. Es geht uns nicht viel anders, als wenn wir bei Cicero für eine ältere Zeit, wo die Überlieferung noch nicht ausreicht, auf die beliebte Wendung treffen: man könne darnach ahnen, ein wie großer Redner der oder der gewesen sei.

Nicht anders steht es auch mit dem Manne, mit dem wir billig beginnen müssen, wenn wir unsere Beobachtungen an einzelnen dieser Redner fortsetzen wollen, nämlich mit Bolingbroke. Er war unter der Königin Anna Minister gewesen, seit Marlboroughs Sturz 1710 in leitender Stellung. Er war der letzte Toryminister für lange Zeit. Als Georg I. die Regierung antrat, flüchtete er nach Frankreich, wo er, nach Voltaires Worten, die Grazie des französischen Ausdrucks mit dem Geiste seines Heimatlandes verbinden lernte. Nach England zurückgekehrt, versuchte er seit 1723 vergeblich gegen den Leiter des Whigministeriums, Robert Walpole, aufzukommen, und lebte dann als Privatmann und Schriftsteller im Kreise seiner geistesverwandten Freunde, Swift, Pope und anderer. Als Publizist schloß er sich natürlich der Opposition an, und seine Staatschriften und Reden, die ihn zum ersten Redner seiner Zeit machten, gehören dieser Periode seines Lebens an. Was er sprach, ist verloren, und was er schrieb, giebt ihn von dieser Seite nicht wieder. Es ist bezeichnend für ihn, daß er bald nach seinem Tode zwar nicht vergessen war, aber doch nicht mehr gelesen wurde. Sein großer Einfluß hatte schon bei seinen Lebzeiten die Mitmenschen ergriffen und sich, so zu sagen, erschöpft. Viele Menschen wußten sich gar keine Rechenschaft mehr darüber zu geben, worin denn eigentlich seine geistige Größe bestanden habe. Burke hatte noch eine persönliche Erinnerung an ihn, gehört aber in seiner Blüte dem nächsten Menschenalter an. Er galt für den aufrichtigsten und reinsten Charakter und bemerkt einmal, er zitiere Bolingbroke nicht und habe auch von seinen Werken keine deutlichen Eindrücke; für seinen Geschmack sei er zu anspruchsvoll und zu oberflächlich. Das ist für beide Teile gleich bezeichnend, und sehr wohl fügt sich dazu eine Schilderung Lord Chesterfields, der ihn kannte, und der ganz der Mann darnach war, ihn zu beurteilen. Bolingbroke, sagte er, hatte eine große, weite und ganz auf Anschauung und klare Begriffe begründete Kenntnis. Er kannte die politischen, wirtschaftlichen und geistigen Verhältnisse aller Länder Europas besser als irgend einer seiner englischen Zeitgenossen. Das glücklichste Ge-

dächtnis, das er, wie sein Taschengeld, immer bei sich trug, machte umständliche Gelehrsamkeit und lange Notizen für ihn überflüssig. Dazu kam eine Rednergabe, daß auch seine einfachste Unterhaltung, wenn sie jemand hätte aufschreiben wollen, ein Muster von Mitteilung gewesen wäre.

Diesem unmittelbaren, nur persönlich zu überliefernden Formtalent gegenüber erscheinen nun freilich auch die hervorragenden unter seinen politischen Schriften weniger als Zeugnisse dieser Begabung, denn als Muster englischen Stils überhaupt. Seine „Abhandlung über die Parteien,“ ursprünglich Artikel des *Craftsman*, bestätigen dem Lesenden den Eindruck der spätern Zeitgenossen: seine Gedanken waren schnell Gemeingut geworden. Nur die Widmung an seinen Gegner R. Walpole zeigt Eigenschaften, die unmittelbar an die mündliche Rede erinnern. Sie ist von einer geradezu vernichtenden Kälte, Höflichkeit, Ironie, wirkungsvoll, wie man selten etwas lesen kann. In dem berühmten Briefe an William Windham hatte er bereits früher eine ungemein ruhige, klare, durchsichtige Auseinandersetzung über seine Politik von 1710 bis 1715 gegeben, über sein Verhältnis zu dem Prätendenten und zu den Tories, von denen er sich losgesagt hatte. Als Buch erschien dieser Brief erst nach seinem Tode, 1753, aber entstanden und wahrscheinlich einzelnen Personen mitgeteilt worden ist er schon wenige Jahre nach den darin behandelten Ereignissen. Die Kunst der Darstellung besteht in der ruhigen Haltung, die jede Bewegung meidet und den Eindruck persönlicher Uninteressiertheit erwecken soll und erweckt. „Auf mich kommts nicht an. Die Nachwelt giebt jedem, was ihm zukommt.“

In der Unzuverlässigkeit des Charakters war ihm sein wenig älterer geistlicher Freund Swift mindestens gleich, an Talent, an Reichtum der Einfälle und Fähigkeit, diese auszudrücken, übertraf er ihn womöglich noch. Er war aus Neigung Politiker und wäre gern Staatsmann geworden. Aber sein Streben mißlang. Ursprünglich Whig, hatte er sich dann an Bolingbroke angeschlossen und galt für einen Tory. Nach Bolingbrokes Sturz unter Georg I. und dem Minister Walpole wandte er sich den Whigs zu. Aber er wurde nirgends angenommen, konnte nun zum Glück wenigstens von den Einkünften seiner Dechanei in Dublin, die er gerade vor Bolingbrokes Rücktritt bekommen hatte, leben und wurde ganz Publizist. Meistens lebte er jetzt in Irland, wo er auch in frühern Jahren seinen Wohnsitz gehabt hatte. Das Hauptwerk dieser spätern, irischen Zeit, die „Tuchhändlerbriefe,“ sind bereits erwähnt. Seine erste Periode schließt mit Bolingbrokes Sturz ab. In die frühere Zeit gehören die Werke gemischter Gattung, die ihm den Ruhm des ersten Humoristen vielleicht aller Zeiten eintrugen. Wie tief dieser Geist in die geheimnisvolle Macht der menschlichen Mitteilungsgabe eingedrungen war, mögen einige zerstreute Beobachtungen zeigen, die ich zusammengefaßt wiedergebe.

Gute öffentliche Redner sind selten gute Unterhalter. Die natürliche und

in großen Kreisen am meisten wirkende Redegabe verfügt über geringe Erfindung und wenig Ausdrücke. Sie schwimmt auf der Oberfläche und ist darum stets schlagfertig. Gebildete Menschen aber, die den Kompaß der Sprache kennen, sprechen oft schlecht aus dem Stegreif, bis Übung sie lehrt mit ihrer Überfülle von Ausdrücken und Begriffen zu hantiren. Aber das ist von vornherein ein Vorteil für die Unterhaltung, für die jene auf Naturanlage beruhende Einzelrede unausstehlich ist. Viel sprechen ist kein Unterhaltungsfehler, aber andauernd sprechen. Swift selbst machte sich zur Regel, höchstens eine Minute lang zu sprechen. Vorbildlich für Unterhaltung mit bedeutungslosen Dingen und unerbittlicher Ausführlichkeit sind die Schotten. Das Argumentiren ist die schlechteste Unterhaltungsform und auch in Büchern meist die schlechteste Ausdrucksweise.

Eine öffentliche Rede, die eines solchen Mannes lebendige Gabe treu wiedergäbe, wird man unter dem, was erhalten ist, nicht erwarten. Der Merkwürdigkeit halber erwähne ich seine höchst geistreichen Predigten. Sie sind ganz streng dem kirchlichen Stil entsprechend gegliedert, mit angezeigter Einteilung und scharf ausgedrückten Übergängen, dabei aber in der Ausführung natürlich, wie eine Unterhaltung, witzig, ohne doch ins Possenhafte zu fallen. Seine Predigt z. B. über den Kirchenschlaf nach Apostelgeschichte 20, 9 ist von Anfang bis zu Ende humoristisch, aber dennoch passend und erbaulich. Man lese sie, um das scheinbar Widersprechende zu begreifen. Wenn die landläufigen Bücher, auch die Litteraturgeschichte des vortrefflichen Hettner, den Prediger Swift als Possenreißer oder als Satiriker auffassen, so thun sie ihm Unrecht. Seine Briefe und die Memoiren seiner Freunde zeigen, daß er seine geistlichen Pflichten später mit großem Eifer erfüllte, daß er den Ernst seines Amtes andern zu Gemüte zu führen wußte und auch selbst zeitweilig empfand. Es waren eben viele Gaben, die mit einander unverträglich schienen, in seiner Natur vereinigt. Und davon war dies eine! Denn in der That, als Schriftsteller betrachtet, als Instrument, wenn man nicht nach dem Wesentlichen des Inhalts fragt, ist er wohl eines der größten Genies aller Zeiten. An ihn denken, sagt Thackeray, heißt an die Überbleibsel eines großen Reiches denken.

Für das folgende Menschenalter, die Zeit Georgs III., wähle ich als Vertreter Edmund Burke und seinen jüngern Freund Sheridan, beide Irländer, beide Schriftsteller und Dichter, politisch einer Richtung, und doch im innersten Wesen wie verschieden! Der eine ist, nächst Shakespeare, der erste englische Komödienschreiber und gewandt, wie ein Schauspieler, in allen Künsten der Mitteilung, der andre sinnend und ernst, schwer unter seiner Gedankenlast, sachlich, spekulativ, wie ein Philosoph, und doch wieder praktisch und scharf jedes Ziel ins Auge fassend und es mit der ganzen Wärme einer lebendigen, Vertrauen erweckenden Seele andern zeigend, während man bei Sheridans

größten rednerischen Triumphen doch die Künste der Bühne selten vergißt. Bei Burke gehörten Redeschmuck und Gleichnis zur Sache und ergaben sich aus der Sache, bei Sheridan könnten sie ohne Schaden für die Sache fehlen. Burke wählt gewöhnlich nicht die Metapher, die sich zwischen uns und unsre Gedanken stellt, weil sie gesucht ist, sondern die ungerufen in der Seele aufsteigt, weil sie der kürzeste und verständlichste Ausdruck für den Begriff ist. Sheridan war witzig, spottfüchtig, diese Waffen führte er besser als irgend ein Zeitgenosse. Wenn er höhern Flug nahm, so wurde er leicht künstlich und war dann nicht immer glücklich. Die Entwürfe, die er sich für die mündliche Rede machte, enthielten gerade diese Ornamente, während er sich für das Sachliche auf seinen Verstand und den Augenblick verließ. Burkes Konzepte dagegen enthielten die sachlichen Punkte; die Ausführung sollte der Augenblick geben. Diese war nicht so elegant wie bei seinem Freunde Sir Philip Francis, aber statt dessen angemessen und natürlich, und in der Weite seines Gesichtskreises und dem Reichtum seiner Phantasie war er, wie Macaulay sagt, jedem antiken oder modernen Redner überlegen. Es ist wirklich so hübsch und treffend, wie selten ein Vergleich, daß die Engländer Burke ihren Demosthenes und Sheridan ihren Hyperides nannten.

Außere Ereignisse, wie der amerikanische Krieg, und große Staatsprozesse machen nun im letzten Drittel des Jahrhunderts den Schauplatz dieser Redekämpfe bewegter. Zugleich wird die Überlieferung reicher. Sie ist von verschiedener Art. Rousseau sagt einmal: Der Franzose bemüht sich zu schreiben, wie er spricht; diese Genfer aber sprechen gerade, als ob sie Schreibübungen machen müßten. Und den Gegensatz von Schreiben und Lesen auf der einen Seite und Sprechen und Hören auf der andern drückt schön ein Ausspruch von Fox aus, der nach einer im Druck erschienenen Parlamentsrede sich erkundigend sagte: „Liest sie sich gut? — Dann war es eine schlechte Rede!“ Die Parlamentsakten brachten kurze Berichte, die aber nur das wesentliche enthielten, den Eindruck der Form nicht weiter gaben. Diese Quelle fließt am natürlichsten in den Berichten der Zeitgenossen über einzelne Reden. Sie werden immer wortreicher, und ihre Kritik verdichtet sich manchmal zu einer Art Theorie der Rede. Manche Reden wurden auch stenographisch wörtlich aufgezeichnet und in dieser Form weitergegeben, z. B. eine große, besonders berühmte, von Sheridan 1788 im Warren-Hastings-Prozeß gehaltene, die aus dem Nachlaß des Verfassers zuerst von Thomas Moore mitgeteilt worden ist. In ihren Wiederholungen und Verbesserungen und den andern Zufälligkeiten des augenblicklichen Anlasses, die bei der Lektüre störend empfunden werden, machen solche Denkmäler den Eindruck einer gewissen Treue, obwohl gerade in diesem Falle das Verhältnis der verschiedenen Redaktionen zu einander Gegenstand langen und noch nicht geschlichteten Streites gewesen ist. Andre Reden endlich sind nachträglich für die Herausgabe geändert und verbessert worden, wie

die Reden Burkes, denen die Freunde der verbatim-reports darum auch keine so große Treue zusprechen wollen. Es wird uns dennoch möglich sein, bei näherem Eingehen hier alle wünschenswerten Eindrücke zu gewinnen.

Burke trat 1766 ins Unterhaus und blieb darin bis wenige Jahre vor seinem Tode (1797). Mögen seine Reden nachträglich überarbeitet sein, sie machen doch einen natürlichen Eindruck, und man kann, glaube ich, in ihnen besser als bei irgend einem andern englischen Redner wiederfinden, was seinen Ruf ausmacht. Die schon erwähnte Rede über Amerika (22. März 1775) zeigt uns eine ganz eigne, rein sachliche Behandlung, als ob sie sich von selbst verstünde. Ob es für den großen Staat England schicklich ist, ob es uns schwer fällt, den Abgefallenen die Hand zu bieten, was man auswärts dazu sagen wird, was recht und billig ist, was das Gegenteil davon sein würde, alle diese Gesichtspunkte, die ein anderer behandelt hätte, werden von Burke nur gestreift, und immer wieder lenkt die Rede zu der Frage hin: was ist praktisch, was ist nützlich? Amerika und Frankreich dort, wir hier; wir können mit Amerika Handel treiben und ihm zu weiterer Blüte helfen; wir können Krieg suchen und entweder gewinnen, aber zerstören, oder verlieren und zunächst gar nichts haben. Wählt, was besser ist! Es ist, als ob er sagte: Ich dränge euch nicht, aber aus meinen Schilderungen, die der Wirklichkeit entsprechen, seht ihr, was das bessere ist, und weitere Worte sind überflüssig. Und nun die Ausführung der Beweggründe. Alles ist verständig und edel. Da ist nichts von Naturalisieren, kein Haschen nach Augenblickswendungen, aber dafür doch viel Kunstmäßig-rhetorisches in Wendungen, Vergleichen, Zitaten. Viel einfacher sind seine Kundgebungen an Einzelne und an Körperschaften, seine Entwürfe zu Adressen an den König und die Kolonien, sein Brief an den Marquis von Rockingham über den Austritt seiner Freunde aus dem Parlament (6. Januar 1777). Aber es sind eben andre Stilarten. Einen Stil, eine gewisse Höhe, unter die er nie hinabsteigt, merkt man immer, und das ist die Folge seiner theoretischen Studien, die er in früher Jugend begonnen hatte, und die ihn im Alter nicht verließen. Gegen Ende seines Lebens veröffentlichte er seine Betrachtungen über die französische Revolution. Bedeutende Schriftsteller, wie Thomas Buckle, behaupten, daß er schon völlig verrückt gewesen sei, als er dieses schöne Buch schrieb. Ist das richtig, so muß ich gestehen, daß ich um diesen Preis wohl in der gleichen Lage gewesen sein möchte. Soviele richtige Gedanken finden sich darin — schon 1790! —, die erst viel später bei Carlyle, Taine und andern zur Verwertung kommen!

Doch ich wende mich einem andern Ereignis zu, bei dem Burke eine führende Rolle hatte, dem Prozeß gegen Warren Hastings. Dieser begann 1785 und brauchte bis zu seinem förmlichen Abschluß fast zehn Jahre. Er war ein großes Ereignis für das beginnende Zeitalter der Nabobs, dieser Prozeß, worin einer von den englischen Satrapen ausersessen war, ein Exempel